

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 14 (1910)

Artikel: Das Fenster [Schluss]
Autor: Lang, Willy
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573511>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

die Veranda hell erleuchtet und konnten nicht begreifen . . . Man empfängt doch keine Besuche mehr um diese Zeit. Wir hörten eine fremde Stimme, ein unbekannter Herr saß zwischen Tante und Onkel — keine Ahnung, wer. Man hört uns, der Fremde steht auf, sucht mit seinen Augen, hält sie auf mich, fast starr, als sagte er: So bist du also! Und, beinahe unhöflich gegen die andern, die er geistesabwesend grüßt, bohrt er wieder seine Augen in mein Gesicht. Ich höre, wie Onkel Frank sagt: Ferdinand Luz. Es hatte mir so was aus diesen Augen gedämmert. Aber der große, bärtige Mann — ich hatte ihn ja nur als grünen Jüngling im Sinn. Nur in den Augen fand ich etwas wieder. Wir setzten uns. Onkel und Tante waren sehr freundlich, vertraulich mit ihm. Er erzählte, ich weiß kaum was. Als Graziela aufstand, stellte ich mich auch müde und empfahl mich. Noch einmal dieser Blick . . . Was will der Mann von mir?

Er ist, wie die Mulattin sagt, schon am Vormittag gekommen. Weil er hörte, daß wir abends zurück sein werden, war er um sechs Uhr schon wieder da und blieb sitzen, vier Stunden also, bis wir kamen.

Was will er hier? Und was hat Graziela mit mir wollen? Sie kam mit auf mein Zimmer, umarmte und küßte mich wie nie und lief davon, ohne nur Gutnacht zu sagen.

2. September.

Er bleibt da; wie es scheint, haben Onkel und Tante ihn eingeladen. Nun, das ist brasilianisch, und

daß er's annimmt, auch. Vielleicht wollen sie mir eine Freude damit machen!

Regen den ganzen Tag, trotz dem Frühling, der jetzt hier an der Reihe ist.

Abends. Was will man bei dem Regen anders! Man bleibt eben zuhause, ich auf meinem Zimmer, schreibe Briefe oder unterhalte mich mit Tuko, dem blauen Papagei, den Onkel Frank auf meinen Balkon hat schaffen lassen.

Hinunter gehe ich nicht, ohne daß ich muß. Sonst laufe ich ihm in den Weg und muß diesen Augen standhalten. Sie sind ja nicht herausfordernd, aber eindringend, nicht unruhig, aber eben: unentwegt ruhig hielten sie sich fest. Und dabei redet er kaum ein Wort, nur das Allernötigste — mit mir nämlich.

Also die Großmama hat ihn her empfohlen, soviel wenigstens weiß ich. Aber bloß um einen Empfehlungsbrief abzugeben, macht man doch keine Reise aus den argentinischen Pampas, viele Tage lang, bis nach Rio. Onkel und Tante sind höflich genug, ihn nicht weiter zu befragen. „Unser Haus ist zu Ihrer Verfügung,“ heißt es ganz einfach. Und diesem Herrn scheint das zu passen. Nun, es ist seine Sache. Ich habe ihn den Leuten nicht aufgehaftet.

Onkel Mäni hat mir die Schiffskurse verschafft. Ein gutes von den Messageries Maritimes geht am 12. Oktober ab. Das würde passen. Aber eine Reiselegenheit finden, das ist der Haken.

(Schluß folgt).

Das Fenster.

Novelle von Willy Lang, München.
(Schluß).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Für Gabriele kamen ein paar unruhige Tage. Roman Henry lag zu Bett, und sie mußte oft nach der Apotheke laufen. Aber der Zustand besserte sich bald. Der Kranke schien sich sehr zu erholen. Durch die Sorge für seinen Körper wurde er von allen andern Bestimmungen seines Schicksals abgelenkt, was ihm sehr gut bekam.

Am vierten Tage konnte er wieder ausgehen. Leicht und federnd schritt er neben Gabriele und schien wirklich verjüngt.

Roman Henry wollte in den Bois. Beim Odéon nahmen sie ein Automobil und fuhren den Boulevard St. Germain hinunter gegen die Concorde.

Es war wieder einer jener leuchtend schönen, melancholischen Herbstnachmittage. Die Luft hing in bläulich blassem schimmerndem Leuchten zwischen den Häusern. Die Dachfirste, die gleich Treppenstufen übereinander ansteigen, standen grau und gleich Phantomen in der Atmosphäre.

Wie sie in die Champs-Elysées einbogen, erzählte Gabriele, daß sie ein Herr vor zwei Tagen bei der Apotheke Rue Monsieur le Prince angesprochen.

Roman Henry merkte auf.

„Was wollte er . . .“ fragte er.

„Er bot mir Geld an, wenn ich dich zu ihm bringe . . .“

Nur für eine Stunde im Tag . . .“

„Und was hast du geantwortet?“

„Ich hab' das Geld genommen,“ sagte Gabriele und lachte; „er sagte, daß er dich kenne und daß mich das Geld zu gar nichts verpflichte . . .“

„Ich finde es unerhört, daß du über mich verfügst wie über eine Sache . . .“ meinte Roman Henry und kniff Gabriele leise lächelnd, wie das oft seine Gewohnheit war.

„Wirst du jetzt hingehen?“ fragte sie nach einer Weile.

„Muß ich denn nicht? Ich würde dich ja blamieren!“

„Ja, das würdest du,“ meinte Gabriele gelassen.

„Was sagtest du sonst noch?“

„Er gab mir eine Karte und sagte, ich müßte dich führen, sonst kämest du nicht. Man müßte so auf deinen Willen einwirken . . .“

„Er setzt also voraus, daß ich keinen mehr habe?“

„Das weiß ich nicht . . .“ Gabriele war schon zuversichtlicher geworden.

Roman Henry schien das Gespräch plötzlich nicht mehr zu interessieren. Er sah auf den bleigrauen Wachsmantel des Chauffeurs und rauchte teilnahmslos eine Zigarette. Der Windzug trieb ihm aber den Rauch in den Hals, er fing an, laut und mühsam zu husten.

Als dies zu Ende war, hub er wieder an: „Nebriegens hast du ja das Geld nicht genommen . . .“

„Woher weißt du das?“ fragte Gabriele ein wenig erstaunt.

„Weil dir Doktor Belman kein Geld gibt, eh' ich dort gewesen bin . . . Die Doktor Belmans geben kein Geld auf unsichere Chance. Glaubst du das nicht?“

Gabriele antwortete erst nicht und lehnte sich zurück.

Er merkte den Kniff und meinte: „Du baust darauf, daß ich mich nicht umdrehe . . .“

„Ja . . .“ Gabrielens Schuhspitzen klappten nervös auf den Teppich des Wagens.

„Wofür brauchst du das Geld?“

„Für ein Pelzjackett . . .“

„Wir haben jetzt in der Sonne noch zwölf Grad Wärme . . .“

„Gewiß, aber wir werden nicht immer in der Sonne zwölf Grad Wärme haben . . .“

„Du hast den praktischen Sinn einer kleinen Bäuerin . . . Unter deinen Vorfahren sind ja auch Bauern gewesen, nicht?“

Roman Henry hatte Lust, sich vom Lande erzählen zu lassen. Von der Weinlese in der Provence, da die jungen Burschen singen, bis zuletzt alle betrunken sind. Aber Gabriele hatte nur die Kühle gehütet und im Feuer auf der Wiese Aepfel gebraten.

„Die riechen gut, die verkohlten, gebratenen Aepfel?“

„O ja . . .“ sagte Gabriele, als dachte sie an das Pelzjackett.

Sie hatten eben die Avenue du Bois de Boulogne verlassen und den Pavillon Chinois passiert. Roman Henry starrte in das gelbe Laub der Bäume, aus denen zuweilen ein roter Wipfel wie ein flammender Busch auftrat. Es befahl ihn eine leise und doch quälende Beklemmung. Ein Gefühl, ähnlich demjenigen, das er bei jeder Abreise von Paris empfand. Als führe er in einen leeren gähnenden Schacht hinein und müßte alles hinter sich lassen, was ihm noch einzig Sinn und Glück und Sehnsucht war.

Wie liebte er diese Stadt. Mit der zähen, leidenschaftlichen Liebe eines Sonderlings, dessen Lebenskreis von Jahr zu Jahr enger geworden war in seiner Fläche und dafür bewegter, farbiger und strahlender in seinen Bildern. Er sah über geheimnisvolle, fast mystische Mächte, die er auf Montmartre verlebt. In den Höhlen, in denen grell gemalte Gesichter kreisten und Leiber tanzten, von denen der Dunst ihrer lebendigen Verwesung aufstieg . . .

Roman Henrys Sinnens glitt jetzt über diese Seiten hin wie über bunte Beete mit etwas exzentrischen Blumen, die sich zuweilen unter einem warmen Winde bogen, von einem sprühenden, ausgelassenen Gelächter erschüttert wurden. Daneben sah er die stillen altmodischen Viertel der Stadt, die aus Neapel hätten stammen können, in ihrer engen Winkeligkeit und dem Schmutz, über dem noch eine rätselhafte Kruste von kuriosen Reflexen einer schönen Vergangenheit lag.

„Wollen wir Tee trinken gehen?“ fragte Gabriele, als sie den Pavillon d'Armenonville auftauchen sah.

Roman Henry ließ das Automobil stoppen, konnte sich aber dann noch nicht entschließen. Er wollte wieder nach der Stadt zurück. Viele Menschen sehen, in ihren Bewegungen seine Augen baden. So fuhren sie zurück und setzten sich vor das Café Américain. Aber Roman Henry war schon müde.

Gabriele betrachtete ihn schu und ängstlich, und ihr schien es, daß er in den letzten Tagen sehr gealtert. Sein Kopf war erstaunlich schmal geworden. Die Augenbrauen lagen wie ein einziger dunkler Balken über den Höhlen, aus deren Tiefe die Pupillen winzig klein, fast unwirklich schimmerten. Er saß gebeugt auf dem Stuhl. Die Linie seines Rückens zeigte eine flächig gebogene Kurve. Seine Wangen waren unter der Wölbung des Backenknochens tief eingefunken und die Lippen schlaff und apathisch.

Plötzlich richtete er sich aber auf und sagte: „Zudem hat dir Doktor Belman auch kein Geld angeboten . . .“

„Aber er hat mich doch gesprochen . . .“

„Mag sein, aber weshalb hast du gelogen?“

„Weil's mir Spaß macht, zu sehen, ob man dich anlügen kann . . .“

„Das kann ich verstehen . . .“ Roman Henry fand den Versuch auch wirklich einleuchtend. Er hatte selbst zu oft mit Menschen experimentiert, als daß er diese stille Wonne der Beobachtung, das Entzücken, einem andern etwas vorzutäuschen, um ihn zur Enthüllung zu zwingen, nicht gekannt hätte. Gabriele aber hatte seine langsame, kühle rechte Hand ergriffen und fuhr mit ihrem grauen, weichledernen Handschuh darüber, wie sie wohl als Kind einer jungen Katze über den Rücken strich. Diese krauelnde Bewegung war eines der Zeichen ihrer tiefsten Abhängigkeit. Roman Henry fühlte, wie ihm darüber allmählich eine wohlige Wärme im Arm aufstieg.

Es ging gegen Abend. In stürzenden, taumelnden Wellen rauschte das Leben des Boulevards. Die Luft flirrte vom wirren Geschrei der Kutscher, dem Getrappel und Geknarr der großen schweren Tramways, die gleich fahrenden Gebäuden einherzogen. Automobile fauchten, die Motore des Autobus Clichy-Obéon krachten im Vorbeisausen, und der hohe gelbe Wagen stöhnte wie ein gequältes müdes Tier.

Über der Straße schwamm eine dünne Schicht gelblichen Staubes, und gegenüber brannten in den Läden schon die weißen elektrischen Flammen. Nebenan flimmerten in der Höhe der oberen Etagen die roten und gelben Reklame-Affichen auf. In der Ferne begann auf dem Dach eines Riesenhotels der Kinematograph zu arbeiten. Eine dichte, schreiende, gestikulierende Menge schob sich über die Trottoirs.

Roman Henry wünschte sich einen Camelot heran und kaufte sich die „Patrie“. Dann glitt sein Blick wieder in das Gewühl. Durch sein Gehirn fibrierten unzählige phantastische Damenköpfe, berückende, raffiniert emaillierte Gesichter, Gestalten von graziler Schlankheit in Kostümen von sanften und doch peitschenden Farben, Kleider rauschten wie knisternde Flammen. Elegant geraffte Röcke zeigten mirakulös durchbrochene Strümpfe, feine raffige Knochen wurden sichtbar . . . Eine stillen, wonnige Lebensfreude überkam ihn wieder. Wie eine besiegende Glut

stieg es in ihm auf. Er mußte sich bemeistern, in eine klare Bahn zu kommen. Seinen ganzen morschen Körper wollte er plannmäßig und von Grund auf regenerieren. Zunächst die Gifte sich entziehen lassen. Dann das Blut in eine gesunde Entwicklung bringen.

Der Gedanke der Hoffnung auf ein neues, genügsreichereres, in den Bedürfnissen und Instinkten vielleicht einfacheres Leben erschütterte ihn so, daß er leise aufschluchzte. Aber es war nur ein schmerzhaftes Würgen im Gaumen, und die Augen brannten ihn in einem trockenen Fieber. Dennoch war er glücklich. Es gab für ihn noch eine Zukunft.

In einer geschäftigen Haft entfaltete er die Zeitung. Gabriele blätterte in der „Illustration“. Er überflog erst einen Artikel von Henry Rochefort. Roman Henry erinnerte sich, den Journalisten einst in einer Gesellschaft gesehen zu haben. Ein weißer Wall von Haaren über einem gelbbraunen Gesicht.

Rochefort war damals gegen Dreyfus, für die Militärpartei gegen Picquart. Es war einige Wochen vor dem Tod von Félix Faure... Sein Blick fiel jetzt auf eine Notiz: „Tragikomischer Unfall“. Er las langsam und mit dem seltsamen Gefühl, daß ihn das Ereignis etwas anginge.

Der „Carrefour de l'Odéon“ war gestern gegen fünf Uhr der Ort einer dramatischen Szene. Ein eleganter Herr, der unter dem Namen des Prinzen Nicolas noch vor kurzer Zeit in den Kreisen der Lebewelt auf dem Montmartre sehr bekannt war, wurde von einem Automobil umgeworfen, weil er dem Wagen nicht mehr ausweichen konnte oder, wie es sich nachher herausstellte, auch nicht auszuweichen den Willen hatte. Prinz Nicolas erklärte, als er glücklicherweise ohne Verletzung aufgehoben worden war, den Schuhleuten und dem anwesenden Publikum, daß er aus gewissen Gründen den Platz nicht mehr verlassen könne bzw. hier eine geheimnisvolle Bestimmung zu erfüllen hätte. Nur nach großem Widerstand konnte der Geistesgestörte in einem Wagen nach dem Dépôt gebracht werden, von wo er auf Veranlassung der russischen Gesandtschaft noch im Lauf des gestrigen Abends in das Sanatorium des Dr. H. in Asnières zu weiterer Beobachtung überführt wurde. Prinz Nicolas berief sich wiederholt auf seine Verwandtschaft mit dem Großfürsten Mikael, was uns veranlaßte, bei Seiner Königl. Hoheit Erkundigungen einzuziehen. Großfürst Mikael, der charmante Causier und eminente Sportsmann, hatte die Liebenswürdigkeit, unseren Mitarbeiter in seiner prunkvollen Villa in Neuilly heute früh zu empfangen, und erklärte, daß keine verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen ihm und dem vermeintlichen Prinzen Nicolas vorhanden seien. Dagegen ist der Herr unter dem Namen Herr von B. der russischen Gesandtschaft sehr wohl bekannt, und es scheint, daß er einer alten, durchaus hoffähigen Petersburger Familie entstammt, wobei ihm der Name Prince Nicolas — zuweilen auch nur Prince Russ — von den Grazien der Abaye de Théâtre und anderer Luxuslokale an der Place Pigalle, wo er jahrelang ein liebenswürdiger Gast war, beigelegt wurde. Wir werden unsere Leser über den Fortgang der Angelegenheit unterrichten.“

Roman Henry streifte erst Gabriele ein Sekunde lang mit einem kühlen, spägenden Blick.

Sie hatte nichts bemerkt und blätterte noch in der Revue. Da faltete er die Zeitung langsam mechanisch zusammen und schob sie gegen sich, als wäre sie irgend ein geheimnisvolles Instrument.

So ließ er sie in der Rocktasche verschwinden.

Dann saß er mit halbgeöffnetem Munde da, ohne erst einen Gedanken fassen zu können. Er sah nur seinen Atem, der wie ein feiner Nebel in die kühle Abendluft hinausfloß.

Der Prinz war also verrückt.

Roman Henry überlegte das zuerst mit einer gezwungenen, fast gleichgültigen Ruhe. Er versuchte sich einzureden, daß ihn das nicht viel anginge. Er hatte ihn als taktvollen, etwas kuriosen Menschen gekannt und auch geschäzt. Nun war der Abgang freilich peinlich; aber der andere, der nun im Sanatorium des Dr. H. in Asnières geborgen war, hatte nicht das Recht, ihn in sein Schicksal irgendwie hineinzuziehen. Nein, das hatte er nicht.

Roman Henry trug in seinem Blick jenen kämpfenden Zug, als ob er einem Gegner gegenüberstände.

Nun ja, er hatte ihn beobachtet, er hatte ihn wie ein rätselhaftes Tier angesehen, das vielleicht in manchem von seinem eigenen Wesen, zuweilen mochte er glauben, sogar von seiner eigenen Zukunft in sich trug. Aber was bewies das? Nichts Bestimmtes, nichts Positives, nichts, was ihn zu ängstigen brauchte... Er wollte sich da nicht deprimieren, nicht einschüchtern, nein, nicht ängstigen lassen.

Er fuhr sich hastig mit der Hand über die Stirne, hatte aber kein Gefühl, ob sie heiß oder kalt sei. Nur der Handschuh glänzte naß vom Schweiß. Zudem, sagte er sich weiter, lag etwas Erlösendes in dem Ereignis. Er hatte sich zuletzt vor dem Prinzen noch furchtbar blaumiert. Die Szene am Fenster tauchte nochmals grau und komisch in seinem Gehirn auf. Jetzt war das ausgelöscht — denn der einzige Zeuge war tot, so gut wie tot. Oh, er mochte nun lange reden; jedermann würde lächeln, wenn er etwa jene seltsamen Gesten am Fenstersims beschrieb. Man würde es für den Witz eines Verrückten nehmen...

Roman Henry saß jetzt die Angst so im Hals, daß er kaum mehr atmen konnte. Jeden Moment war ihm, als wollte das Blut still stehen. Es galt einen Kampf auf Leben und Tod. Darüber wollte er sich nicht täuschen. Ob ihn der andere nachzuziehen vermochte — darin lag die Entscheidung.

Gabriele hielt ihm in diesem Augenblick die „Illustration“ unter das Gesicht.

Es war da ein Pelz aus Bison de Canada.

„Ja... du sollst alles haben...“ Roman Henry konnte vor Erregung kaum reden.

„Du bist lieb...“ sagte Gabriele leise.

„Du sollst alles haben... alles...“ wiederholte er. Er war durch seine entsetzliche Bangigkeit ganz mild geworden. Er empfand es als eine Gnade, nur noch jemand etwas sein zu können. Zu leben... einzig zu leben...

Die Chancen waren wohl maßlos gesunken, sagte er sich; eine Katastrophe so oder so lag in der Zukunft. Daran war kaum etwas zu ändern. Das mußte ertragen, durchgehalten werden. Aber heute, in dieser Stunde, existierte er noch.

Welch unendliches Glück das bedeutete... Die Tatsache seiner Existenz war nicht zu bestreiten... Nein, er sah noch den Jubel des Daseins...

Wie ein furchtsamer Junge überschaute er die schillernde, taumelnde Woge des Boulevards, wie die Wagen rasten, die Motoren knatterten, die Affichen aufflammten und wieder verschwanden, der Cinéma gleich einem glänzenden Vogel auf dem Dach saß. Und direkt vor den Tischen zog die Menge auf dem Trottoir dahin. Gedrängt, wie ein aufgestauter Zug. Mit schöner, gieriger Selbstverständlichkeit. Reflexierende Zylinder schwebten zwischen großen weißen Reiherfedern, Kinder glitten zwischen den gelassen wandelnden, blendend gemalten Kokotten, die mit einem Blick voll scharfer, reifer Süße die ganze Welt der Straße durchspähten, die Camelots schrieen: „Paris — Sport...“ und stoben wie gehetzte Hunde den Cafés entlang...

Roman Henry sah dies alles plötzlich in unendlicher Ferne. Als hätte er schon kein Recht des Mitführens mehr. Und doch trug er ein leises, stilles Glück in sich, wie einer, dessen Hoffnungen recht klein geworden sind und der zuletzt in einer jammervollen Durstigkeit fühlt und bewußt verbrennt und doch noch, im Vergehen, rührende, kümmerliche Schauer empfindet.

Plötzlich stand er aufrecht, rief den Kellner und zählte. Dann ließ er einen Wagen rufen. Er wollte nach Hause. Er hatte einen ganz bestimmten Plan. Wovor ihm bangte, war das Fenster. Ihm mußte er entrinnen.

Im Wagen überlegte er sich das. Es gelang ihm ein klares, sicheres Bild der Gedanken. Zugleich wußte er, daß dieser Zustand jetzt nur noch eine Stunde oder zwei anhielt. Dann mußte eine neue Injektion kommen, oder — es folgten die ganz übeln, unberechenbaren Erscheinungen. Aber vor der Injektion bangte

ihm. Sie machte ihn sicher, mutig, froh, weckte jedoch die phantastische Sehnsucht nach dem Fenster, diese rätselhafte Lust, die ihn zur Untersuchung der Tiefe trieb. Wie mißtraute er jetzt dieser Glückseligkeit!

Und doch war ihm, als würde er ihr einst nicht mehr mißtrauen, als wäre vielleicht noch in dieser Nacht aller Widerstand gebrochen. Und dann?

Er erschien sich mitten im Gewühl auf einer einsamen Insel. Völlig allein und ohne eine Beziehung zu irgendwem. In einem Zustand von grauenhaft spannender Ratlosigkeit.

Da fühlte er wieder Gabrielens Hand auf der seinen. Er wachte auf. Die Bewegung schien ihm aus einem ganz anderen Reich zu kommen. Jetzt hörte er auch das Klappern der Hupe. Ringsum wurde es licht. Sie fuhren über den Platz vor dem Châtelet. Das Theater war schon strahlend erleuchtet. Ein Camelot warf ein Programm in den Wagen.

Nun passierten sie die Seine. Roman Henry sah gedankenlos und starr nach rechts in den breiten, dunkeln spiegelnden Raum des Flusses...

In dieser Nacht saß er einsam im Stuhl beim Fenster. Die Jalousien waren geschlossen, und die weißen Vorhänge deckten die Scheiben.

Gabriele hatte er früh schlafen geschickt.

Er war für einen schweren Kampf gerüstet. Seit einer Stunde saß er still in sich versunken und wartete: als ob von selbst eine Entscheidung kommen müßte. Er versuchte zuweilen zu lesen, hatte aber für nichts mehr Interesse.

Im Hotel stieg hie und da ein Glockenzeichen schrill die Gänge hinauf. Dann schollten Stimmen und leises Lachen auf den Stiegen. Er stellte sich vor, wer es sein möchte. Jemand ein Mädchen aus der Taverne du Panthéon oder dem Café d'Harcourt, mit einem jungen Herrn. Vielleicht war der Herr auch schon älter. Bärtig, mit einer Brille... Vielleicht war das Paar sehr komisch, und das Mädchen hatte ganz leise über den Kavalier gelacht und dabei nach dem Garçon gesiehen, der, das Geld für das Zimmer in der Hand, unten an der Treppe war und den beiden nachschaute.

Roman Henry gefiel sich in diesen leisen, gaukelnden Kombinationen.

Wieder stand er auf und ging leise zur Türe von Gabriele's Schlafzimmer. Er hörte nichts. Sie schien zu schlafen. Ob sie etwas von seinem Kampf ahnte? Ob sie von ihrem Pelzmantel träumte?

Roman Henry öffnete seine Brieftasche, nahm eine handvoll lilafarbener Scheine heraus und steckte sie in eine Enveloppe. Dann schrieb er langsam und bedächtig, als



Johannes Weber, Zürich.

Beimkehrende Pferde.



Johannes Weber, Zürich.

zeichnete er mit Sorgfalt jeden Buchstaben: „Meiner lieben kleinen Gabriele für ihren Bison de Canada . . .“

Er lächelte dabei sanft, fast schelmisch. Er sah ihre großen, glitzernden Kinderaugen, wenn sie am Morgen den Umschlag öffnete.

Seltsam, seine Gedanken gingen in einer ganz selbstverständlichen Weise schon so, als ob er mit dem folgenden Tag gar nichts mehr zu tun hätte. Aber diese Ruhe schwand wieder. Er wurde matt und fühlte kaum mehr die Kraft, sich auf den Beinen zu halten. So schleppte er sich zum Bett hin und legte sich darauf.

Daß überkam ihn ein andauerndes quälendes Gähnen. Ein nervöses Zucken rieselte über seine Haut. Dazu fror es ihn, daß er sich in den Kleidern in die Tiefe der Decken und Kissen verkroch.

So lag er eine Weile in einem angstvollen Dämmerzustand. Aber er vermochte sich nicht zu wärmen. Die Glieder glühten vor Kälte. Er sah auf seine Hände nieder, die unwillkürlich zitterten und bebten, als seien sie einem ganz fremden Willen hingeggeben.

Nun versuchte er, sich zu heben und einen Handspiegel zu fassen. Er wollte sein Gesicht sehen. Aber er vermochte nicht mehr sich aufzurichten. Schmerhaft glänzende Bilder standen ihm dicht vor die Pupillen gerückt. Er wollte sie beseitigen, schloß die Lider, sah aber die brennende Vision immer noch. Ein weißglühender Stab lag nahe an der Stirne, daß er ihm die Augenbrauen sengte. Erst wimmerte er über die Marter. Dann begann er leise zu weinen. Nun war ihm auch,

Schuttkarren.

als bewegten sich Menschen im Zimmer. Zuweilen wollte er Gabriele erkennen, die in einem weißen Gewand herumirrte. Ein Mann stand unter der Türe und verschwand wieder. Dann sah er plötzlich Doktor Belman. Er führte ihn eine Stiege hinauf und in einen dunklen Raum. Es gab einen Rück, und eine große elektrische Bogenlampe knisterte, schnalzte und spie ein flimmerndes Licht an alle Wände.

Roman Henry stand in einem Saal. Am andern Ende war ein Tisch für Operationen. Daneben Staffeleien mit großen Buchstaben wie in einer Augenklinik. Doktor Belman lächelte immer triumphierend und wiegte den Kopf wie damals im Garten.

Roman Henry saß plötzlich in einem Stuhl, und Doktor Belman band ihm die Hände und Beine mit Niemen fest. Er wollte laut um Hilfe schreien, dachte sich aber vor diesem Menschen zu blamieren und preßte nur grimmig die Lippen zusammen.

Da setzte sich der andere auf einen Stuhl und sagte vergnügt, als ob er ihn zu einem Frühstück einladen wollte: „Ich werde Ihnen jetzt einen Strom von tausend Volt das Rückenmark hinauftreiben . . . Es ist keine Gefahr dabei, gar keine Gefahr . . . Sie leisten der Wissenschaft einen eminenten Dienst . . .“

Roman Henry schlötterte am ganzen Leib. Ein profuser Schweiß quoll ihm aus der Haut. Er stammelte nur kläglich: „Ihr Komfort geht wirklich zu weit . . .“ Doktor Belman war hinter seinem Rücken verschwunden.

Roman Henrys Körper bog sich plötzlich wie unter



Johannes Weber, Zürich.

Bildnis von Professor J. J. Graf.

einer furchtbaren Geißel, und nun schrie er rückhaltlos, unaufhörlich, wie ein wahnsinnig Gefolterter ...

Unvermittelt versank wieder die Vision. Er sah sich jetzt deutlich in seinem Zimmer. Aber aus allen Rissen und Spalten krochen Ameisen, in Herden, in Strömen, wie Wasser quollen sie auf und über seinen nackten Körper, schllichen sich in den Mund, in die Nase, wimmelten in einer dicken Kruste über die Augen. Wie das schmerzte und juckte und brannte!

Er schlug um sich, klatschend fielen die Hände auf die Brust und Beine. Aber da gähnten schon faustgroße Löcher ... Die Tiere fraßen ihn auf ...

Unzählige Lichter tauchten jetzt auf und verschwammen zu einem einzigen flirrenden Meer. In der Mitte des Raumes stand wieder Doktor Belman. Er trug noch dieselbe komische Wäsche von damals. Roman Henry aber saß im Stuhl.

Da brachte Dr. Belman eine lange feine Säge. Fast wie ein breites vernickeltes Messer. Damit sägte er ihm ringsum die Schädeldecke auf. Und merkwürdig: dies tat kaum mehr weh. Roman Henry empfand es wie ein stilles, zärtliches Summen. Aber er misstrauten doch dem Experiment.

„Ist dies auch für die Wissenschaft?“ fragte er und bemühte sich, ironisch zu sein.

„Ich werde Ihnen nun das Gehirn eines Terriers einsetzen und Sie nachher auf die Pulskurve und Wortassoziationen untersuchen ...“ sagte Doktor Belman mit einem tiefensten Gesicht.

„Meinetwegen,“ meinte Roman Henry schüchtern, „ich bin ohnehin schon sehr müde ...“

Es wurde auch stiller in ihm. Nur in der Kehle brannte ein glühender Durst. Und da saß er nun in einem Café so schmal und so lang wie eine Bowlings-Bahn. Und am andern Ende schlief ein Kellner. Roman Henry aber schrie wie ein klagendes Kind: „Milch mit Kognak! Milch mit Kognak!“

Der Kellner jedoch schlief.

Da durchstürmte Roman Henry mit ein paar Säzen die ganze Bahn und wollte den Menschen rütteln. Er aber war von Stein und eiskalt und war überhaupt kein Kellner.

Roman Henry fühlte jetzt dumpf, daß ihm jemand den Arm gehoben hatte. Eine wohlige Wärme schien in ihn zu strömen. Wie selig dieses Empfinden war! Als flössen neue wundersame Lebenskräfte in seinen Leib. Jetzt vermochte er auch die Augen etwas zu öffnen. Gabriele stand im Morgenkleid am Tisch, der Garçon bei der Türe, und der Arzt packte eben die weiße silberne Spritze ein.

Roman Henry war jetzt so glücklich, daß ihn niemand stören sollte. Er stellte sich schlafend.

„Sensorielle Hyperästhesie, Trübungen des Bewußtseins, mit mangelhafter Korrektur für die Sinnesstörungen, physikalischer Verfolgungswahn ...“ hörte er den Arzt sagen.

„Komisch,“ dachte er, „was diese Menschen für komplizierte Wörter haben ... Wie wohl müssen dabei sein ...“

Er hörte jetzt, wie der Arzt hinausging und der Garçon die Türe schloß.

Nun näherte sich Gabriele und neigte sich über sein Gesicht. Ihr Atem rann ihm über den Mund. Es war ihm wie ein liebliches Gekoste. Dann ging sie ins Nebenzimmer.

Als Roman Henry die Augen endlich öffnete, war es dunkel im Zimmer. Er atmete auf. Es war jetzt so viel Glück in ihm, als ob er nach schweren Irrfahrten endlich zu einem hohen Ziele gekommen. Er erhob sich, drehte das Licht auf: die Türe zum Nebenzimmer stand noch offen. Wie ein Dieb schllich er hinüber und legte sie ins Schloß. Da merkte er auch, daß er entkleidet war und einen gelben Pyjama trug.

Nun öffnete er leise das Fenster, zog den Haken der Läden. Vor ihm lag blau und dunkel die Nacht.

Vom Boulevard her tönte das Gelächter eines Mädchens. Dazu sang eine Männerstimme ... Es war ein Chanson vom Montmartre

... chantons l'amour pendant notre jeunesse,
buvons le vin qui nous donne l'ivresse ...

Roman Henry sah über diese Zeit wie über etwas in holder Ferne Verblichenes. Er starrte in die Tiefe... Da stieg die Vision, wie er sie niemals gesehen. Die Tiefe schwand. Aus dem Fenster führte ein Weg... Roman Henry trat zurück. Sein Gehirn und sein Leib erglühten in der strahlenden Erfüllung dieses Traumes. Mit einem spannungsvoll neugierigen Zug um den Mund und einer bänglichen Seligkeit in den Augen schritt er hinaus...

* * *

Er lag schon zwei Tage in der Morgue, als seine Schwester, eine hohe schlanke Dame, ins Hotel kam, um das Letzte zu regeln.

Gabriele wurde vom Gargon gerufen; denn die Fremde wollte mit ihr reden.

Eilig stieg sie nieder. Sie hatte ja ihr Herz so voll von Jammer und Verwirrung. Als sie aber im Bureau stand, sprach die Fremde gar nicht zu ihr, sondern zum Wirt und fragte ihn, ob dies die Person wäre, mit der er zuletzt gelebt.

Da verlor Gabriele allen Mut und ging wieder hinaus. Es rief sie auch niemand zurück; denn mehr, als daß sie sich zeige, schien man von ihr gar nicht gewollt zu haben. Sie mochte auch nicht im Hause bleiben, solange die Fremde zugegen war. So ging sie zu Fuß zum Châlelet und fuhr mit dem Metropolitain zum Père-Lachaise.

Es waren drei Tage vor Allerheiligen.

Wie sie in die große alte Gräberstadt trat, wurde ihr ruhig und friedvoll zu Mut. Sie fand es selbst rührend, da sie in ihrem schwarzen Kleid wie eine kleine Witwe die große Allee hinaufschritt, am Totenmonument vorbei, zur Höhe des Berges, wo die Kapelle und die Silhouetten der Bäume den Horizont abschneiden. Rings war man geschäftig, die vielen kleinen Grabtempel zu schmücken für das nahende Fest der Toten.

Gabriele stand still und sah lange nach einer schö-

nen Frau, die große weiße Chrysanthemen in die Vasen trug, die in solch einem Tempelchen standen. Darinnen brannten Kerzenleuchter von schlanker, hagerer Stilisierung und warfen ein grünes Zwielicht in den Raum. Und daneben stand ein Diener und hielt in der Hand einen Betschweif, und sein Gesicht war so stumpf, als ob er eine wässrige Maske davor hätte.

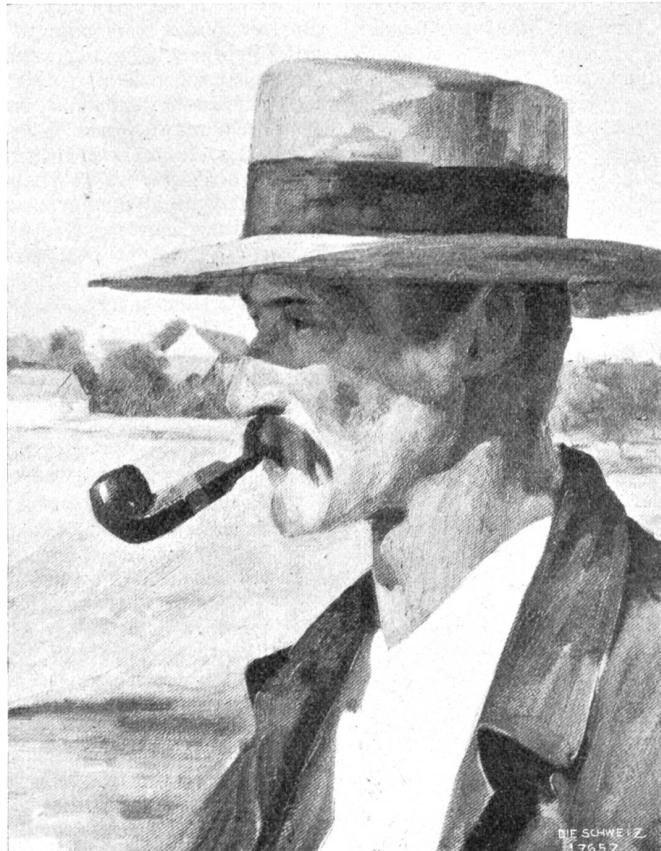
Auf der Höhe setzte sie sich auf eine Bank. Sie war recht matt und niedergeschlagen.

In der Ferne donnerte und dampfte Paris. Ein weißer, schimmernder Nebel lag über den Dächern, Türme und Kamine ragten hinein wie dunkle Striche und Akzente. Irgendwo raste ein Zug vorbei. Aber in einem ganz unwirklichen, ersterbenden Ton.

Sie dachte an den Augenblick, da man Roman Henry heraufgebracht. Er war schon starr und leblos. Ein Gemüseweib hatte ihn auf der Straße gefunden, als sie gegen fünf Uhr morgens von der Place du Panthéon her zu den Hallen fuhr.

Gabriele hatte sich über ihn geworfen und geschrien und, als es nichts half, ihm ihre zärtlichsten Worte gesagt: „Mein Liebling, mein Herz, mein kleiner Hase, mein armer, kleiner Kohlkopf...“ Denn so war sie als Kind oft von ihrer eigenen Mutter genannt worden.

Nun sah sie über die vergangene Zeit und über das dunkle Ereignis nach und vermochte es nicht in die Ordnung eines deutlichen und verständlichen Bildes zu bringen. Dennoch hatte sie eine leise Ahnung, wie vielfältig und kompliziert der Streit und die Formel von Roman Henrys letzter Lebenszeit war. Und sie trug auch, bei ihren so jungen Jahren, in ihrer Seele noch soviel Erstaunen und Verwunderung über das Dasein eines Menschen an sich, daß sie an sein Recht zur Erfüllung eines besonderen und abseitigen Schicksals glaubte und davor in schöner Erfurcht eine dumpfe Scheu empfand.



Joh. Weber, Zürich.

Bildnis des Bauerndichters Alfred Buggenberger.

Johannes Weber.

Mit einer Kunstbeilage und acht Reproduktionen im Texte.

Der Maler, den wir heute unsern Lesern vorstellen und ihrer Beachtung empfehlen möchten, Johannes Weber, stammt von Zollikon, wo er 1871 geboren wurde. Die Schulzeit, die er dort verbrachte, sollte in eine Kaufmannslehre ausmünden; allein einer seiner Lehrer, H. R. Gyger, war einsichtsvoller: er wußte von den Eltern die Zustimmung zu erhalten, daß

Nachdruck (ohne Quellenangabe) verboten.